



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hoffmann, Max: Minchens Geheimnis : Novelle : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

chinesische Schlosser aus Schanghai und Hongkong, die bis 2,50 Rbl. Tagelohn verdienen.

Ich bin nach meinen Beobachtungen zu dem Schluß gekommen, daß die Chinesen in den China anliegenden Teilen Ostasiens nur mit Gewalt davon ausgeschlossen werden können, die Masse der Arbeitskräfte zu stellen, wenige Spezialberufe und Handwerke ausgenommen. Der Hauptgrund ist die Billigkeit des immer neuen Angebots, in zweiter Linie die Willigkeit, Stetigkeit und Gewissenhaftigkeit chinesischer Arbeiter. Intelligenz und Geschicklichkeit sind dagegen nicht besonders bemerkenswert und Körperkraft sowie Schnelligkeit der Arbeit lassen oft stark zu wünschen übrig. Was die kaufmännischen Fähigkeiten des Chinesen betrifft, so liegen sie im großen und ganzen auf dem Gebiet des Kleinhandels; darin ist er unübertrefflich. Auch fern von seiner Heimat in Gebieten heißen Klimas und in Ländern, wo außerordentliche Lohnhöhen herrschen, ist der Chineser jedenfalls ein gefährlicher Konkurrent; aber mit Leistungen westeuropäischer Arbeiter kann die eines Chinesen nach Umfang und Güte keinen Vergleich aushalten. Dieser Umstand in Verbindung mit den leicht erwachenden Ansprüchen chinesischer Arbeiter würde eine etwa entstehende chinesische Großindustrie zu einer zwar fühlbaren, aber wohl kaum jemals vernichtenden Konkurrenz auf dem Weltmarkt machen.



Minchens Geheimnis

Novelle von Max Hoffmann

(Schluß.)

Endlich dämmerte der Morgen, und Minchen, die den Rest der Nacht zwischen bangen Sorgen und undeutlichen, sonderbaren Träumen zugebracht hatte, verließ das ungewohnte Lager und begab sich nach der Küche, um das Feuer auf dem Herd anzufachen. Dann holte sie vom Hofe frisches Brunnenwasser.

Nach dem vorausgegangenen Lärm kam ihr die jetzt herrschende Ruhe wie eine Totenstille vor, und die rosig angehauchten Wölkchen, die am klaren Morgenhimmel langsam dahinsagelten, waren wie freundliche Friedensboten. Sie kühlte sich das Gesicht mit dem kalten Wasser und erregte beim Auftragen des Frühstückstücks durch ihr strahlendes Aussehen die Bewunderung des Vaters.

„Man sieht doch, was Jugend ist! Die ganze Sache hat dich gar nicht berührt.“

Die Mutter, die wach geworden war, sich aber noch zu schwach zum Aufstehen fühlte, bestätigte nach einem langen Blick die Worte des Vaters.

„Was meinst du, Minchen, wenn dich Heinrich Messerschmidt so sähe!“

Die Erwähnung des Referendars schien der Tochter nicht angenehm zu sein.

„Ich habe mir ja noch nicht einmal die Haare gemacht!“

„Dann tu es nur! Wir werden wohl nun zur Ruhe kommen. Hoffentlich besänftigt dieser schöne Sonntag die aufgeregten Gemüter.“

Beim Betreten ihres Zimmers bekam München einen leichten Schreck. Der junge Offizier hatte die Augen geöffnet und starrte sie groß an.

„Ich grüble und grüble“, begann er.

Aber München bedeutete ihm flüsternd, daß er nur ganz leise sprechen dürfe, damit ihn niemand höre. Und sie rückte einen Stuhl an das Bett, setzte sich dicht zu ihm und erzählte ihm alles. Wie er hierhergekommen sei, und daß niemand als sie von seiner Anwesenheit wisse.

„Also befinde ich mich in Ihrer Gefangenschaft?“ fragte er und versuchte zu lächeln.

„Nein, nicht in Gefangenschaft,“ versetzte sie ernst. „Ich hoffe vielmehr, Sie davor bewahrt zu haben und Sie bald der Freiheit wiedergeben zu können.“

Er wollte sich erheben, fiel aber wieder matt zurück.

„Verdammt schwach wird man doch durch solche Geschichten! Hat's sehr geblutet?“

„Etwas.“

Sie betrachtete mit leisem Bedauern und heimlicher Angst das durch die roten Flecke beschmutzte Kopfkissen und überlegte im stillen, wie sie es unbemerkt waschen könne.

„Ja, das hilft alles nichts,“ fuhr er entschlossen fort, „ich muß mich eben zusammenreißen.“

Er richtete sich langsam auf und stand schließlich auf beiden Beinen. Dann betrachtete er sich in dem ovalen Spiegel neben dem Bett.

„O weh, ich sehe gut aus! Und die Hände! Kömmt' ich mich vielleicht ein bißchen waschen?“

Sie wies ihm Wasser, Seife und Handtuch. Als er sich gefäubert, die gold-blonden Haare gekämmt und eine neue Binde um die Stirn gelegt hatte, sah er mit seiner hohen, schlanken Gestalt und den lachenden blauen Augen wie ein junger Recke aus, dem die leichte Mattigkeit einen eigenen, fast schwermütigen Reiz verlieh.

„Aber nun, Mademoiselle, verzeihen Sie, — einen Appetit hab' ich jetzt —“

„O, ich bringe Frühstück! Doch Sie müssen mir erst Ihr Wort geben, daß Sie nichts von sich verlauten lassen und diesen Raum nicht verlassen wollen.“

„Warum das? Ich fürchte mich vor niemand.“

„Das glaube ich. Aber Sie würden mir Ungelegenheiten machen, — es ist zu spät für mich, etwas zu sagen, kurz, tun Sie es! Meinetwegen!“

Er betrachtete sie nachdenklich.

„Schön. Ich gebe mein Wort.“

„Ehrenwort?“

„Wort ist Wort! Na, da Sie's wünschen, — Ehrenwort!“

Und rasch war sie hinaus. —

Der Kaffee, die Butter und das kräftige Brot schmeckten ihm ausgezeichnet.

„Fast wie zu Hause, Mademoiselle,“ plauderte er während des Essens. „Sie müssen nämlich wissen, ich bin der einzige Sohn, und meine Mutter ist eine prächtige Dame, die sehr für mich sorgt, wenn ich auf Urlaub bin. Wir haben Güter mit weiten Feldern und Wäldern. Ha, der Wald! Dort zu streifen ist doch das Schönste! Gehen Sie gern auf die Jagd, Mademoiselle?“

Sie lachte.

„Ich weiß es nicht, denn ich habe es noch nie getan.“

Er stuzte, und dann kräuselte sich seine Oberlippe ein wenig.

„Ah so! Verzeihen Sie! — Wissen Sie, immer in der Stadt zu leben, das muß doch schrecklich sein. Ich finde übrigens, daß Sie auch gar nicht so recht hierher passen. Kommen mir vor wie ein Burgfräulein.“

Sie errötete tief.

„Ich bin ein Bürgermädchen. Meinem Vater gehört dieses Haus, und hier bin ich auch geboren.“

„Und wo ist Ihre Frau Mama? Ich müßte mich doch Ihren Eltern vorstellen.“

„Meine Mutter ist augenblicklich krank. Und wenn Sie es wünschen, — aber ich weiß nicht, was ich ihm jetzt noch sagen soll, mein Vater wird empört sein . . .“

Sie sah rat- und hilflos vor sich hin; in ihre Augen traten Tränen.

„O, Sie dürfen nicht weinen, Mademoiselle! Besonders nicht meinertwegen. Ich will ja ganz still sein und Sie durch nichts betrüben.“

Er sah bewundernd zu, wie sie das Haar ordnete und aufsteckte.

„Welch herrliche Fülle! Beinahe noch schöner aber finde ich diese zierlichen Lösschen über den Schläfen.“

Sie warf ihm einen unwilligen Blick zu.

„Ich muß hinüber, sonst werde ich vermißt, und man kommt, um hier nachzuschauen. Hier haben Sie meine Bücher, mit denen Sie sich die Zeit vertreiben können: Schiller, verschiedenes von Goethe, die ‚Pickwickier‘ von Boz — das ist etwas zum Lachen! — und hier Gedichte von einem neuen Dichter. Aber Sie sind noch sehr blaß und müssen viel ruhen! Ich werde im Laufe des Vormittags einmal nachschauen, wie es Ihnen geht.“

Er ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. „Sie sind ein Engel!“

Sie riß sich erschrocken los und war im Nu hinaus.

Er hörte, wie sie den Schlüssel im Schloß umdrehte. Dann schaute er sich neugierig in dem anheimelnden Stübchen um, durch das ein eigentümlicher, zarter Duft zu schweben schien, warf durch die Lüllgardine einen verwunderten Blick auf den winzigen Hof und begann in den Büchern zu blättern. Ein mattes Wohlsein, die behagliche Stimmung nach überstandener Erschöpfung überkam ihn, und er ließ das Buch, in dem er ohne Aufmerksamkeit zu lesen versucht hatte, bald sinken und dämmerte im Halbschlaf, in den Stuhl zurückgesunken, lässig vor sich hin. Mehrere Male mußte er lächeln. Was für ein wunderbares Abenteuer erlebte er hier! Er dachte auch an sein Regiment. Ob man ihn schon vermißt? Nun, er würde sich bald einfinden; nur ein Stündchen wollte er noch in der Nähe dieser holden, süßen Mädchengestalt weilen. . . .

„Das hat ziemlich lange gedauert,“ empfing Hegerbarth die Tochter. „Und nicht einmal in Sonntagsstaat hast du dich geworfen? Willst du auch heut in dem blauen Wochentagskleid umhergehen, in dem du schon seit gestern steckst?“

„Ich muß ja doch heut für die Wirtschaft sorgen und auch gleich noch etwas für den Mittag einholen.“

„Was soll es heute geben?“

„Wie neugierig die Männer sind!“ schalt die Mutter aus dem Nebenzimmer.

„Komm nur her, Minchen! Wir werden es feststellen, aber du brauchst es nicht vorher zu wissen, Vater. Es schmeckt dann viel besser.“

Er lachte gutmütig, und nach kurzer Beratung mit der Mutter machte Minchen beim Schlächter Eichler und Kaufmann Rahardt die nötigen Einkäufe, wobei sie allerlei Klagen und graufige Schilderungen mit anhören mußte.

„Wo steckt denn der Soldat?“ forschte die Fleischerfrau zudringlich.

Minchen fühlte, wie ihr Puls an den Schläfen pochte; aber sie machte sich mit dem Deckel ihres Henkelkorbes zu schaffen und erwiderte möglichst gleichgültig: „Was geht das denn uns an?“

Auch beim Kaufmann wurde von dieser Angelegenheit gesprochen.

„Na,“ erklärte eine kleine, spitznasige Frau mit blecherner Stimme, „ich hab's ja deutlich gesehen, wie der große, schwarzhaarige Hauptmann da drüben, Nummer viere B, reinjerannt ist. Die Haustüre stand ja sperrangelweit offen.“

Minchen hätte beinahe laut aufgelacht über die schiefe Wissenschaft dieser weisen Frau, die mit großem Wortschwall auseinandersetzte, wo der Offizier geblieben sein könne.

Sie war froh, als sie wieder in ihrer Küche stand und sich rüstig den Arbeiten des Haushalts widmen konnte. Aber etwas hatte sie erfahren, das sie mit heimlicher Bangigkeit erfüllte. Der König sollte den Befehl gegeben haben, die Truppen aus der Stadt zurückzuziehen. Der Vater freilich hatte diese Anordnung klug genannt und sich in Lobeserhebungen über den milden Herrn ergangen, der trotz seines unzweifelhaften Sieges nachgab. Aber Minchen war in stiller Sorge. Wenn die Soldaten hier vorbeimarschierten, so konnte das der Offizier merken, und dann war er gewiß nicht mehr zu halten. Er würde hinausziehen, und sie — war verloren! Welche Beschämung, welche Vorwürfe und vielleicht noch Schlimmeres warteten dann ihrer! Ach, hätte sie doch das Ganze gar nicht erst getan! Und sie sank neben dem Herd auf einen Schemel und schluchzte leise vor sich hin. Doch es war keine schmerzliche Verzweiflung, es war ein eigentümliches, wehes Glücksgefühl, das sie so erregte.

Nachdem sie die Tränen getrocknet, machte sie für den Vater einen guten Frühstücksimbiß zurecht, zu dem er am Festtag auch ein Glas Portwein zu trinken pflegte. So etwas mußte der Offizier auch bekommen, der doch gewiß schon wieder starken Appetit hatte! Und während Herr Hegerbarth es sich neben dem Bett seiner Frau schmecken ließ, verzehrte auch der Leutnant im Beisein Minchens ein großes Butterbrot mit prächtigem westfälischen Schinken. Den Wein aber genoß er nicht eher, als bis sie nach vielem Bitten an dem Glase genippt hatte.

„Nun erst wird es mir wirklich munden!“ gestand er fröhlich. „Glauben Sie, daß ich viel gelesen habe? War mir nicht möglich. Die Augen sind mir immer wieder zugefallen.“

„Ja, Sie müssen sich auch noch erholen. Möchten Sie sich nicht noch ein Weilchen hinlegen? Es wird Ihnen sehr gut tun.“

Er blickte sehnsüchtig nach dem Bett und reckte sich gähmend.

„Ja, — nur möcht' ich mich von den Stiefeln befreien —“

„Das hätten Sie schon längst tun sollen. Ich gehe gleich hinaus. Aber wenn ich nach einer Viertelstunde nachschaue, müssen Sie bereits schlafen, hören Sie?“

Er nickte lächelnd.

„Ich tue alles gern, was Sie fordern, verehrte Demoiselle.“

Und als Minchen nach der angegebenen Zeit kam, schlummerte er mit den tiefen Atemzügen gesunder Jugend.

Gott sei Dank, daß er schlief! Sie atmete erleichtert auf. Denn schon sah sie, im Vorderzimmer angekommen, die Aufregung auf der Straße. Man kündigte verschiedentlich an, daß die ausrückenden Achter bald vorbeimarschieren würden. Die Fenster der Häuser, die vorher ganz verlassen schienen, waren besetzt, und die Köpfe wandten sich der Stadt zu, ob noch nichts von den Besiegten, wie man sich ausdrückte, zu sehen sei.

„Da kommen sie!“ rief Hegerbarth, der sich weit über das Fensterbrett gelehnt hatte und forschend durch den nach außen aufgestoßenen Fensterflügel schaute.

Ein Haufen Straßenjungen lärmt voraus; die Soldaten jedoch machten sehr verdrießliche Gesichter, und der Major auf dem Pferde blickte grimmig gerade aus, ohne das Lücherschwenken aus den Fenstern zu beachten, denn er empfand diese Huldbigung nur als Hohn.

München stand schon hinter dem Vater, und als der Major sein tänzelndes Pferd gerade vor ihrem Hause für einen Augenblick anhielt, da war es ihr, als ob sie zu ihrer Thür eilen und sich davorstellen müsse. Doch alles ging vorüber, und bald standen lustig schwazende Gruppen auf der Straße und Menschen, die sich gar nicht kannten, umarmten sich und beglückwünschten sich zu dem großen Erfolg, den das Volk errungen hätte. . . .

Zu dem Mittagessen, das München ihrem Pflegling brachte, nachdem sie in der Wohnstube abgeräumt hatte, mußte sie den Schlummernden erst wecken. Aber nun war er auch so erfrischt, daß ihm von der vorherigen Mattigkeit nichts mehr anzumerken war.

„Ich schäme mich fast,“ gestand er, „daß ich Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft so stark in Anspruch nehme. — O, Sie wollen mich schon wieder verlassen, Demoiselle?“

„Ich muß nach der Küche. Aber — wenn Vater und Mutter Nachmittagschlaf halten, werde ich mich nach Ihnen umschauen.“

Er blickte sie dankbar an.

„Ich werde mich glücklich schätzen. Und werde ich mich nicht langweilen bis dahin?“

„Nein. Lesen Sie nur hier in diesem Gedichtbuch! Es ist mein Lieblingsdichter.“

„Es soll mein Nachtisch sein — hoffentlich ebenso köstlich wie das, was Ihre lieben Hände zubereitet haben.“

Das war nun leider nicht der Fall. Das, was er da las, kam ihm teils gesucht, teils ungesund weichlich vor, und er wiegte mißbilligend sein Haupt. Troßdem legte er das Buch nicht beiseite und bemühte sich redlich, dem, was ihr gefiel, ebenfalls Geschmack abzugewinnen.

Als sie nach einer Stunde mit Kaffee und Kuchen erschien, sagte er, das Titelblatt aufschlagend:

„Wie heißt denn dieser Dichter? Genau! Nie gehört!“

„O, diese Schilflieder! Nicht wahr?“

„Hm. Ganz eigenartig.“ Er klappte das Buch zu und warf es auf den Tisch. „Nein, diese Sachen sind mir zu — wie soll ich sagen? — zu mondsüchtig. Es steckt so etwas Krankhaftes darin. Kennen Sie Eichendorff? Das ist doch etwas ganz anderes:

Trompeten hört' ich laden
Fern durch die stille Luft,
Als zögen Kameraden —

Herr Gott noch mal!“ Er griff sich mit beiden Händen an den Kopf. „Und ich sitze immer noch hier! Ich muß fort. Ich muß! Werde nach dem Schloß gehen, wo mein Regiment bivakieren wird.“

„Es ist — nicht mehr — hier,“ brachte sie mit zitternder Stimme hervor.

Er blickte sie verständnislos an.

„Nicht mehr hier?“

„Heute vormittag, als Sie schliefen, ist es auf Befehl des Königs aus der Stadt marschiert.“

„Hier vorbei? Und Sie haben —“

„Hören Sie, hören Sie!“ unterbrach sie ihn mit fiebernder Hast. „Sie dürfen nicht von hier fort, ehe es nicht dunkel geworden ist. Sie würden sofort erblickt werden und wären verloren. Doch am Abend, — dann müssen Sie scheiden.“

Er wurde bei diesem Wort mit einemal ganz still. Fast scheu wiederholte er:

„Scheiden. Und — ich weiß nicht einmal Ihren Namen!“

„Hermine.“

„O, Hermine —“

„Nein, nicht so, ich bin eine einfache Berlinerin. Und man nennt mich Minchen.“

„Minchen. Wie hübsch! Darf ich auch so sagen?“

Sie nickte.

Sie schwiegen eine Weile und sahen sich nur ab und zu verlegen an. Endlich fragte er:

„Wie alt sind Sie? Ich werde noch in diesem Jahre neunzehn.“

„Erst neunzehn? Ich werde schon zwanzig.“

Er lachte kurz.

„Und doch sehe ich gewiß viel älter aus als Sie, Minchen. Ja, wir Himmelspfortner sind ein starkes, frühreifes Geschlecht! Mein Großvater konnte mit Daumen und Zeigefinger einen Taler zerbrechen, und einer meiner Vorfahren soll einmal in einer Sitzung zwölf Flaschen schweren Burgunder getrunken haben und danach ganz munter nach Hause geritten sein. Raffe! Meine Mutter gehört da so recht hinein.“

„Ich glaube, ich würde mich vor ihr fürchten.“

„Nein, Minchen, so dürfen Sie nicht sagen. Und wenn ich Sie zu ihr bringe —“

„Nein! Nein!“

„O, ich werde es tun! Dann wird sie uns mit offenen Armen empfangen; denn was ich sage und tue, gilt bei ihr. Ich werde ihr gleich von meiner lieben Netterin erzählen —“

„Nicht weiter! Nichts mehr davon! Ich muß jetzt zu meinen Eltern. Um sieben Uhr wird bei uns zu Abend gegessen. Gleich danach komme ich, und Sie müssen bereit sein. Ich führe Sie dann nach der Seitenstraße, und dort gehen Sie geradeaus bis zur Stadtmauer. Sie werden sie leicht übersteigen können. Durch das Tor dürfen Sie nicht, weil dort die Bürgerwache ist. Dann gehen Sie rechts über die Felder zur Frankfurter Chaussee und werden wohl Ihr Regiment finden.“

Er hatte aufmerksam zugehört.

„Mein kluges Mädchen!“

Sie schüttelte unwillig den Kopf.

„Also seien Sie bereit! Ich werde pünktlich kommen. Vertreiben Sie sich die Zeit mit Lesen oder mit Schlafen! Wir sehen uns vorher nicht mehr.“

Er wollte sie bestürzt bitten, ihm noch einige Minuten zu widmen; aber sie preßte die Lippen zusammen, sah ihn an, als wenn sie ein aufsteigendes schmerzliches Gefühl niederringen müsse, und ging gesenkten Hauptes langsam hinaus. . . .

Der Rest des Tages verfloß ihr wie im Traum. Sie führte ein Doppelleben und verrichtete ihre gewohnte Beschäftigung mechanisch; mit ihren Gedanken weilte sie bei ihm und seiner Rettung. Sie ging umher wie eine Nachtwandlerin, hörte die Stimmen ihrer Eltern wie aus weiter Ferne, und ihre ganze Umgebung schien

ihr aus Schatten zu bestehen. Oft glaubte sie, diese Unruhe müsse ihr den Busen sprengen. Doch je näher die festgesetzte Stunde rückte, desto ruhiger und sicherer wurde sie. Den Eltern sagte sie, daß sie noch Wasser vom Hofbrunnen holen müsse, und dann öffnete sie leise die Tür ihres Stübchens.

Der junge Offizier saß mit Helm und umgeschnalltem Degen im Dunkeln. Er sprang empor.

„Endlich! Die Zeit des Wartens ist mir zur Ewigkeit geworden.“

Sie stellte den Eimer nieder.

„Wissen Sie noch genau, was ich Ihnen über Ihren Weg sagte?“

„Ganz genau.“

„Dann also — unten ist nicht Zeit zum Abschiednehmen — leben Sie wohl!“

Ihre Stimme bebte, sie reichte ihm zögernd die Hand.

Er führte sie hastig an die Lippen.

„Leben Sie wohl, liebes München! Und Dank, tausend Dank für alles, Sie Liebe, Sie Gute!“

Sie zuckte zusammen.

„Nein, lassen Sie mir Ihre Hand! München, glauben Sie mir, ich segne diesen Aufstand, und ich segne diese kleine Wunde. Denn ohne das alles hätte ich Sie ja nicht kennen gelernt. Ich lebe nur noch für Sie, liebes, geliebtes Mädchen.“

„Nicht so sprechen,“ flüsterte sie.

„Doch! Doch!“

Und in plötzlichem Rausch umschlang er sie und küßte sie auf Stirn, Wangen und die halbgeöffneten Lippen. Es war wie ein Frühlingwind, der über die sich erschließenden Knospen fährt.

Als er wieder Liebesworte stammeln wollte, gab sie ihm einen raschen Kuß, befreite sich aus seinen Armen und sagte:

„So! Nun heißt es vernünftig sein und allen Willen zusammennehmen. Wir dürfen unten kein Wort mehr sprechen.“

„Auf Wiedersehen, liebes München,“ flüsterte er. „Bald kehre ich zu dir zurück.“

Sie stand schon mit dem Eimer in der Hand an der Tür, und er folgte ihr behutsam die Treppe hinunter. Unbehindert kamen sie über den Hof, überschritten den engen Flur eines Nachbargebäudes, und dann wies München stumm mit der Hand nach links und zog sich schnell zurück . . .

Der junge Mann überlegte einen Augenblick, dann stieß er entschlossen die Tür auf und trat ins Freie. Kein Mensch war zu sehen. Die hier Wohnenden schienen alle in der Hauptstraße zu weilen, von wo verworrene Laute bis hierher drangen. Mit großen Schritten hatte er bald die graue, oben mit verwitterten Ziegeln bedeckte Stadtmauer erreicht. Er forschte mit scharfen Augen daran entlang und bemerkte einen Schutthaufen, von dem aus er die Brüstung zu fassen vermochte. Gewandt zog er sich hinauf und war bereits mit einem Bein hinüber, als einige herumlungernde Gestalten auftauchten.

„Au wei!“ rief der eine. „'n Offizier!“

Und er packte das Bein, das noch von der Mauer herunterhing.

In demselben Augenblick aber bekam er einen kräftigen Fußtritt gegen den Kopf, daß er zurücktaumelte, und der Offizier war verschwunden.

Die anderen Männer waren herbeigeeilt. Der eine, der das Aussehen eines Blödsinnigen hatte, kletterte, von mehreren Fäusten unterstützt, auf die Mauer und hielt mit der Rechten weit von sich ab eine alte Pistole.

„Schieß nicht, Karl!“ riefen sie ihm zu.

Aber schon hatte er abgedrückt, und der Schuß hallte in die Nacht hinaus. Die Männer sahen sich erschrocken an, und als sie in der Ferne den Schritt der Bürgerwehr hörten, die durch den Knall herbeigeloct wurde, da stoben sie in alle Winde auseinander . . .

Minchen saß noch lange in ihrem Stübchen und blickte hinaus in die Nacht. Nichts regte sich in Hof und Garten. Finsternis, Schweigen und Einsamkeit ruhten dort, nur droben hinter dem dunkelblauen Schleier blinkten sanft und freundlich einige goldene Sternenaugen. Sie träumte vor sich hin. Was war ihr das Summen auf der Straße und der Freudentaumel der Bevölkerung und die allgemeine Illumination? Wie gleichgültig war ihr das alles! Ihr war, als wenn sie weit, weitab in einem duftigen Grunde säße, und eine wunderbare singende, klingende Nacht wäre herabgestiegen und umschmeichelte sie mit zarten Händen und flüsterte ihr seltsame, lieblosende Worte zu. Und den holden Zauber nahm sie mit hinüber in den friedlichen Schlaf auf dem frischbezogenen Lager . . .

Am andern Morgen hatte sich die Mutter erholt und widmete sich wieder mit rüstigem Eifer den Sorgen ihres Haushaltes, wobei ihr Minchen half.

Die Tage kamen und gingen. Ein banges, zages Erwarten, eine verstohlene, zitternde Hoffnung, eine scheue Sehnsucht lebte in ihr. Manchmal war ihr, als wenn sie laut aufjauchzen müsse. Oft aber empfand sie ein verhaltenes Weh im Herzen, und sie wurde traurig, tieftraurig.

Die Mutter kannte die Tochter nicht wieder. Häufig erhielt sie auf ihre Fragen ganz verkehrte Antworten. Was war das? Und die erfahrene Frau sagte sich, daß das nur die Liebe sein könne. Ja, seitdem Heinrich Messerschmidt in seinen Briefen bestimmte Andeutungen gemacht hatte, daß er nach dem Assessorexamen um die Hand der Jugendfreundin bitten werde, seitdem der Herr Kalkulator mit ihrem Mann eine lange, ernste Besprechung über diese Angelegenheit gehabt hatte, von der Herr Hegerbarth zu seinen Damen allerlei schelmische Andeutungen machte, seit dieser Zeit war die Umwandlung mit Minchen vorgegangen. Die Mutter freute sich im stillen, wie gut sich alles ineinanderfügte. Und doch benahm sich die Tochter so eigentümlich! Wenn sie mit ihr von der Sache sprechen wollte, so wich sie ihr mit ihren Antworten scheu aus und sagte gar nichts. Sie verstand das nicht! Ach ja, die jungen Mädchen heutzutage! Ihr Hausarzt, der alte Sanitätsrat Lehfeld, mußte doch wohl recht haben, wenn er behauptete, daß die Menschen bei dem heutigen hastigen Leben und Treiben allzu erregbare Nerven bekämen.

Die Gemüter der Menschen begannen sich zu befänstigen, die Welt wurde wieder eingerenkt, und das Leben näherte sich allmählich dem gewohnten Gleise. Schon fing man an, sich mit gutmütigem Spott über die eigenen Taten und die neuen Errungenschaften lustig zu machen. Auf der Straße sang man:

Wrangel kommt, Wrangel kommt,
Hat Berlin belagert,
Unsre junge Freiheit ist
Schon ganz abgemagert.
Eins, zwei, dra—ei u—und vier,
Zule, puf! die Lampe aus und sage gute Nacht!

Minchen konnte nicht darüber lachen. Ihr war eher zum Weinen. Nun waren schon sechs Wochen um, und „Er“ ließ nichts von sich hören. Kein Wort! — Wo weilte er? Was war aus ihm geworden? Schier unerträglich war diese Qual der Ungewißheit.

Der Vater las jetzt die „Kreuzzeitung“, weil er meinte, er werde durch diese am besten über die Absichten der Regierung unterrichtet, und München suchte täglich in dem Blatt, ob sie nicht irgend etwas über das Schicksal dessen, an den sie Tag und Nacht denken mußte, fände. Sie mußte freilich nicht einmal seinen Namen; aber sie würde es schon merken, daß er es sei, wenn von dem sonderbaren Erlebnis eines Sekondeleutnants die Rede sein würde.

Nichts! Gar nichts! . . .

Eines Abends hatte sie wieder erfolglos die Spalten durchflogen. Da gewahrte sie auf der letzten Seite eine große, auffällig gedruckte Anzeige, und ihr war, als wenn ihr Herz mit einem Ruck still stände, und ein heftiges Zittern befiel sie. Der Boden schien unter ihr zu schwinden, und sie mußte alle Kraft zusammennehmen, sonst wäre sie vom Stuhl gesunken.

„Was hast du, München? Fehlt dir etwas?“ fragte der Vater, der behaglich in der Sofaecke saß und kleine Rauchwolken aus der langen Pfeife von sich blies.

„O, nichts.“

„Du bist mit einemmal so blaß geworden. Werde uns nur nicht krank!“

„Du hast dich übrigens noch gar nicht geäußert,“ fügte die Mutter, von ihrem Strickstrumpf aufsehend, hinzu, „ob du dich auf die Ankunft Heinrich Messerschmidts freust, der doch in acht Tagen eintreffen will.“

München erhob sich.

„Mir ist nicht gut, Mutter.“

„Dann wird's das Beste sein, du gehst zu Bett. Soll ich dir einen Tee kochen?“

„Nein, danke! Ich hoffe, mich bis morgen wieder erholt zu haben.“

Damit begab sie sich auf ihr Zimmer. Dort angekommen, brach sie in ein so krampfhaftes Schluchzen aus, daß sie meinte, es müsse ihr das Herz abdrücken. Und immer wieder mußte sie sich ins Gedächtnis rufen, was sie da gelesen hatte. Freifrau Uda von der Himmelpfort zeigte im tiefsten Schmerz an, daß es Gott dem Allmächtigen nach seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen habe, nach langem, schwerem Krankenlager, auf das er in Folge einer Verwundung der Lunge und großer Anstrengung geworfen war, ihren einzigen, innigst geliebten Sohn Egon Freiherrn von der Himmelpfort, Sekondeleutnant im achten Regiment zu Frankfurt an der Oder, zu sich zu nehmen.

Ja, er war es! Sie erinnerte sich ganz deutlich, einmal diesen eigentümlichen Namen von ihm gehört zu haben, und daß er der einzige Sohn sei. Er hatte auch nur von seiner Mutter gesprochen, sein Vater lebte also nicht mehr. Und während sie über das alles nachsann, flossen unaufhörlich ihre Tränen, und sie weinte fast die ganze Nacht hindurch. Endlich versiel sie in einen ruhigen Schlaf, von dem sie am späten Morgen erquickt erwachte.

Und sie dachte ruhig über alles nach. Sein kurzes Verweilen hier war für sie nicht bloß ein schöner Traum gewesen. So beseligend, in alle Himmel entrückend der auch sein mag, er verweht, schwindet dahin, und nichts bleibt von ihm, weil es nur Schein war.

Sie aber besaß fortan die Erinnerung an eine wahrhaftige, dagewesene Wirklichkeit. Ja, die Erinnerung! Die würde sie nun haben ihr ganzes Leben lang. Sie würde ihr sein wie eine blühende Laube, in die sie sich flüchten könnte, wenn das Schicksal ihr Trübes schickte. Dann würde sie sich dort erholen und neu gekräftigt mit gebuldigem Mut alles, was auch kommen möge, ertragen. Sie würde nie ganz unglücklich werden können. Sie hatte da etwas, das ihr niemand auf der ganzen Welt rauben konnte, das ihr unvergänglicher Schatz blieb bis zur letzten Stunde.

Aus dem großen Schmerz, den sie erfahren, keimte das stolze Bewußtsein einer stillen Erhabenheit empor, und ein Gefühl wehmütigen, entsagungsvollen Glückes meldete sich, das groß und rein aufstieg wie der keusche Mond, der alles mit seinem märchenhaften Glanz versöhnend übergliebt.

Die Mutter hatte bei ihrem Erscheinen in der Küche schon den Kaffee gekocht und freute sich über ihr gutes Aussehen.

„Denk nur“, fügte sie wichtig hinzu, „Heinrich Messerschmidt wird schon in vier Tagen hier sein, und zwar als Assessor! Der Herr Kalkulator hat es uns vorhin, ehe er nach dem Bureau ging, mitgeteilt.“

„Das ist schön“, sagte Minchen mit fester Stimme.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 6. August 1910.

Weltfrieden — Freies Christentum — Internationale Lage.

Das politische Leben steht gegenwärtig im Zeichen solcher Kongresse, deren Ziele in direktem Widerspruch stehen zu den greifbaren Zeichen der Zeit, die am politischen Horizont hier und da auflockern. „Weltfriedenskongreß“ heißt der eine, „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt“ der andere. Wie viel Unfrieden haben schon die Friedensbestrebungen und wie viel Unfreiheit und Rückschritt die Fortschrittsaktionen bewirkt! Beide beruhen auf der falschen Vorstellung, als könne der Wärme erzeugende Kampf um ideelle und materielle Güter auf ein solches Maß zurückgeführt werden, daß er, ohne Leidenschaftlichkeit geführt keine Spitze mehr hervorbringt. „Freiheit und Gleichheit! hört man's schallen, — der ruh'ge Bürger greift zur Wehr!“ Bei den Friedensbestrebungen ist indessen dafür gesorgt, daß sie kein Unheil anrichten können. Weise Monarchen und kluge Staatsmänner haben dem Utopischen der Bewegung die Spitze abgebrochen, indem sie schon heute alle die die Beziehungen der Völker und Staaten regelnden Gesetze entsprechend den Forderungen einer hochentwickelten Kultur ausbauten. Nur in einem Punkte sind die Großmächte unmachgiebig geblieben: keine von ihnen denkt daran, sich von einer andern Vorschriften über den Umfang ihrer Rüstungen machen zu lassen und jede von ihnen ist bestrebt, diese Rüstung im richtigen Verhältnis zur Größe ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zu halten. Was Wunder, wenn die Völker, die seit Jahrzehnten an der Spitze der wirtschaftlichen Entwicklung marschieren, auch die größten Aufwendungen für ihre Heere und Flotten machen, — was Wunder, wenn Deutschland, das sich innerhalb vierzig Jahren durch die Tüchtigkeit seines gewerblichen Bürgertums von untergeordneter Stelle zu hohem Platz in der Welt emporgeschwungen hat, was Wunder, wenn es auch einer entsprechend großen Land- und Seemacht benötigt, um sich diesen Stand zu erhalten! Aber unter diesen Umständen dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn der Chor jener, die auch gern empor möchten, gerade Deutschland veranlassen wollen, seine Rüstungen herabzusetzen und dadurch den deutschen Handel wehrlos der feindlichen Schwäche auszuliefern.